

(Nachdruck verboten.)

6] Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„Wie verstehst Du das?“

„Ich will Dir sagen, was ich meine. Seit längerer Zeit schon werde ich von bösen Zungen verleumdet, daß ich auf unehrenhafte Weise Geld verdiene. Woher diese dummen Geschichten stammen, ist mir unbekannt. Ich habe während der ganzen Zeit kein großes Haus geführt, bin auch nicht so oft in Gesellschaft gekommen, daß ich alles erfahren könnte. Von Deinen ehemaligen Freunden sind nur wenige hier geblieben und auch die besuchten mich äußerst selten. Ich weiß also nicht, was man mir eigentlich zur Last legt. So lange es sich nur um mich allein handelte, kümmerte ich mich um das Gerücht gar nicht, ich begnügte mich mit dem Zeugnisse meines eigenen Gewissens, mit dem Bewußtsein meiner Unschuld. Doch nun da Du zurückgekehrt bist, stehen die Sachen anders. Dieses dumme Gerücht kann Deine Ruhe vergiften, Dir Unannehmlichkeiten bereiten, wenn Du nicht gehörig dagegen gewappnet bist. Und das eben will ich bewirken.“

„Wenn Du mich aber Deiner Unschuld versicherst, wozu brauche ich noch mehr Zeugen?“

„Höre mich Anton!“ fuhr Angela traurig fort. „Sprich nicht so, der Mensch ist nicht von Stein. Der Schein kann gegen mich zeugen. Vor allem also gib mir Dein heiligstes Wort, schwöre mir bei der Liebe für unsere Kinder, daß Du alles, was gegen mich vorgebracht wird, mir offen und schonungslos herauszusagen, nichts vor mir verbergen, über alles Aufklärung von mir verlangen wirst!“

„Angela, um Gotteswillen, Du beunruhigst mich durch diesen feierlichen Ton!“ rief, vom Sitze aufspringend, der Hauptmann. „Glaubst Du, die Dinge könnten eine so ernste Wendung nehmen?“

„Ich glaube nichts; doch verlange ich von Dir das, wozu ich ein volles Recht habe — denn auf Deine Offenheit habe ich doch ein volles Recht!“

„Ganz gewiß!“

„Versprichst Du mir also, daß Du stets offen und aufrichtig gegen mich sein wirst?“

„Ich verspreche es Dir bei meiner Ehre, bei meiner Seligkeit!“

„Und daß Du nie ein Geheimniß vor mir haben wirst, auch wenn Du glauben solltest, daß es mich schmerzlich berühren könnte?“

„Ich verspreche es! Auch wenn ich glauben sollte, daß es mich in Deinen Augen erniedrigen, mich Deiner Liebe unwürdig machen könnte!“

„Das sollst Du nie glauben, mein Lieber!“ sagte Angela, ihn auf den Mund küßend. „Und für das Versprechen meinen herzlichsten Dank! Du kannst überzeugt sein, daß ich Dein Vertrauen nicht mißbrauchen werde.“

„Und ich . . . ich . . . muß Dir die Wahrheit gestehen, daß ich nicht weiß, wozu alle diese Umstände . . .“

„Gebe Gott, daß sie wirklich überflüssig sind!“ sprach seufzend Angela. „Jedenfalls aber können sie doch nicht schaden. Nun gut! Das wäre also abgemacht, und nun noch etwas.“

Sie öffnete die Schublade ihres Toilettentisches und nahm ein altes in fettig glänzendes Leder gebundenes Buch heraus. Dem Hauptmann war das Buch wohl bekannt: es war das Wirtschaftsbuch, das er am Vorabend ihres Hochzeitstages gekauft und Angela übergeben hatte, damit sie alle Ausgaben und Einkünfte ihrer kleinen Wirtschaft darin verzeichne. Angela notirte auch wirklich tagtäglich sehr gewissenhaft alle Rechnungen. Nur händigte sie ihm das Buch ein.

„Da, nimm es und sieh' meine Rechnungen durch. Da sind die Quittungen von den Kaufläden und von verschiedenen Leuten, mit denen ich während der ganzen Zeit Geldgeschäfte hatte. Und in diesem Packet sind alle Briefe, die ich erhalten. Sieh alles durch, ich bitte Dich darum, untersuche jede Einzelheit, jedes Blatt, jede Ziffer!“

„Aber Angela, wozu das alles! Ich glaube Dir ja ohnehin!“

„Nein, ich verlange es. Prüfe und dann kannst

Du mir glauben oder nicht. Sieh mir Dein Wort darauf, daß Du dir die Mühe nehmen wirst.“

„Nun, wenn Du es durchaus haben willst.“ „Durchaus — und zwar noch heute!“ — „Mag es denn sein.“ „Gut, ich danke Dir, das wird für mich der beste Beweis Deines Zutrauens sein.“

Angela küßte den Hauptmann auf die Stirne und entfernte sich, ihm das Wirtschaftsbuch, die Quittungen und eine Menge vergilbter Briefe überlassend. Lange Zeit noch konnte er vor Erstaunen nicht zu sich kommen und ging in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab, bis er endlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß seine Frau recht hatte, daß diese ganze ungewöhnliche Szene nur ein Beweis ihrer großen Liebe, ihrer Vorsicht und ihres außerordentlichen Verstandes war. So weit gekommen, nahm er mit aller Gewissenhaftigkeit die Prüfung der Rechnungen und Papiere vor.

IV.

Nach dem Nachmahle, welches im engsten Familienkreise eingenommen wurde — Tante Julie war die scherzhaften Feindseligkeiten des Kapitäns gleichsam ahnend nicht erschienen — rüstete Anton sich zum Ausgehen.

„Wohin willst Du gehen?“ fragte Angela.

„Ich muß mich doch im Offizierskasino zeigen!“

„Mir wär's lieber, Du gingst nicht hin.“

„Aber mein Lieb, man würde es mir übel nehmen, wenn ich die Kameraden nicht begrüßte! Und dann möchte ich auch gerne meine alten Bekannten wiedersehen.“

„Nun, von diesen wirst Du dort nicht viele finden, höchstens Redlich. Sonst weiß ich nicht, ob noch Jemand . . .“

„Redlich allein gilt für zehn andere,“ sagte erusthaft der Hauptmann und schwallte seinen Säbel um.

„Nun bleib wenigstens nicht lange aus!“ bat Angela. „Heut ist ein Festtag für mich, an dem ich Dich ungern einen Augenblick missen möchte.“

„Ich gehe auch ungern fort —, doch es schickt sich, daß ich gehe.“

„Geh also, geh,“ sagte Angela, „damit niemand behaupte, ich wollte Dich vom Wege der Pflicht ablenken.“ —

Hätte der Hauptmann nach seinem Weggehen das Gesicht seiner Frau erblicken können, er wäre nicht wenig verwundert gewesen. Diese so heiteren, hellen, energischen Züge, dieses vor einer Weile noch so blühende und freundlich erregte Antlitz war jetzt angstvoll verzerrt und mit Todtenblässe überzogen. Die Mundwinkel zitterten krampfhaft, als wenn sie unhörbare Beschwörungen dem sich Entfernenden nachlispelten. Der Athem stockte ihr, und wie von einer räthselhaften Ohnmacht bewältigt warf sie sich auf einen Stuhl und saß einige Minuten ganz unbeweglich da, ein wahres Bild der Hilflosigkeit und Verzweiflung. Laute Rufe und dann eilige Schritte der nahenden Kinder weckten sie aus der Erstarrung.

„Mutterl, Mutterl!“ riefen sie — „wo bist Du?“

Angela saß in dem Salon, in dem es dunkel war.

„Hier bin ich,“ antwortete sie, „was wollt Ihr?“ Die Kinder öffneten weit die Thüre des Salons, daß ein breiter Lichtstrom hereinsiel, und plauderten, sich dicht an die Mutter schmiegend: „Wir können schon unsere Lektion für morgen! Willst Du uns ausfragen?“

„Morgen, meine Lieblinge! Heute bin ich ein wenig unwohl.“

„Mütterchen ist krank, ist wieder leidend? Armes, liebes Mütterchen!“

Dieschen streichelte ihr das Kinn, Mundi küßte ihr die Hände. Angela wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entquollen. „Meine armen Kinder!“ flüsterte sie, das Schluchzen bekämpfend, daß ihr die Kehle zusammenschürzte. Und nach einer Weile beherrschte sie die Bewegung und sagte: „Morgen werde ich Euch ausfragen. Und jetzt geht schlafen!“

„Wir haben noch keine Lust, zu schlafen, Mütterchen, erlaube uns, in die Küche zu gehen. Dort ist ein Soldat, der gar so lang ist und so komisch aussieht. Er will uns eine wunderschöne Geschichte erzählen, die aber ganz und gar nicht schreckhaft ist. Erlaubst Du es, Mütterchen?“

„Nun geht, geht, doch bleibt nicht länger als eine halbe Stunde; dann hole ich Euch und bringe Euch zu Bett.“

Aber die Kinder hörten nicht mehr den Schluß ihrer Rede und liefen händelklatschend in die Küche.

„O Gott, was soll mit den armen Wütmern geschehen!“ seufzte Angela schwer und versiel wieder in dumpfes Brüten. Doch nach einer Weile richtete sie sich auf, ihre gewöhnliche Energie begann die Oberhand zu gewinnen.

„Was geschehen soll, mag geschehen! Ich will mich aufrecht halten, so lang es geht, und gilt es, mein Handeln zu verantworten, so werde ich es thun.“

Man hörte ein leises Klopfen an die Thüre. Wie aufgeschreckt sprang Angela empor und öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Brautfahrten und Hochzeitsgebräuche in Sibirien.¹⁾

Zwischen Hochneujahr und Fastnacht finden in Sibirien bei den Bewohnern der russischen Staatskirche die meisten Hochzeiten statt. Obgleich der Durchschnitts-Sibirier nicht gerade eine romantisch veranlagte Natur, sondern im Gegentheil ein sehr hausbackener Geselle ist, so begeht er doch seine Hochzeit außerordentlich feierlich.

Man kennt in Sibirien legale und illegale Trauungen. Die ersteren sind zwar häufiger, aber die letzteren kommen noch oft vor. In Sibirien blüht heute nämlich noch der Frauenraub und zwar nicht etwa bei Tataren, Samojeden, Jakuten u. s. w., sondern gerade bei den orthodoxen Russen.

Gewöhnlich kennen die jungen Sibirier und Sibirierinnen nicht das Gangan und Bangen in schwebender Bein. Die jungen Paare werden nämlich meist nicht durch die Liebe, sondern durch Eltern, Verwandte und Heirathsvermittler zusammen geführt. Hin und wieder verliebt sich aber doch ein Paar in einander. Dabei kommt es, wie auch anderwärts, nicht gerade selten vor, daß die Eltern von einer Verbindung nichts wissen wollen. Dann entführt der junge Sibirier seine Geliebte und begiebt sich mit ihr stracks zum Popen, wo die Trauung erfolgt. Gewöhnlich hat schon einige Tage vorher die Braut einen Theil ihrer Garderobe heimlich zu einer verheiratheten Freundin gebracht, bei der sie dann am Tage der Flucht ihren Bräutigam erwartet. Derselbe erscheint dort mit Pferd und Wagen, oder mit Pferd und Schlitten und fort geht's zum Popen.

Nun muß zwar ein Brautpaar, wenn es ohne Begleitung der Eltern vor dem Popen erscheint, nicht bloß die schriftliche Einwilligung des Vaters und der Mutter vorweisen, sondern auch noch zwei Zeugen mitbringen, welche die Richtigkeit der Unterschrift beglaubigen. Das junge Brautpaar fälscht diese Unterschrift, und die Zeugen sind Freunde, welche wider besseres Wissen die Richtigkeit der Unterschrift beglaubigen. Der Pope weiß, da die Trauung gewissermaßen im Stillen vorgenommen wird, daß die Unterschrift gefälscht ist, und die Zeugen das Blau vom Himmel herunterlügen. Aber während der Pope sonst nur 15 Rubel sich für eine Trauung zahlen läßt, fordert er jetzt 40—100 Rubel, je nach den Vermögensverhältnissen des Bräutigams, und erhält nach kurzem Handeln auch nahezu den verlangten Betrag.

Die eigentliche Hochzeit findet bei einem solchen Paare ganz im stillen statt. Eine Woche danach fährt dann das junge Ehepaar mit den Eltern und sonstigen Verwandten des Mannes zu den Eltern der Frau, um Verzeihung zu erbitten. Dort fallen die jungen Leute den Alten zu Füßen, und nach einigem Hin- und Herreden wird schließlich in den meisten Fällen die erbetene Verzeihung gewährt. Mitunter bleiben aber die Eltern hartherzig, wollen von einer Veröhnung nichts wissen und klagen auf „Rückgabe der Tochter“.

Wird indessen die nachgesuchte Verzeihung gewährt, so findet bei den Eltern der Braut eine nachträgliche Hochzeitsfeier statt, zu der nach allen Seiten hin Einladungen ergehen.

Die legalen Verlobungen, Trauungen und Hochzeiten vollziehen sich unter zahlreichen Ceremonien. Hat ein junger Bauer die Absicht, ein ihm bekanntes Mädchen zu heirathen, oder hat er in Erfahrung gebracht, daß in einem Nachbardorfe ein junges Mädchen lebt, das als gute Wirtin gilt, so übergiebt der Heirathskünftige die Sache einer Heirathsvermittlerin. Diese letztere bespricht die ganze Angelegenheit mit den Eltern des jungen Mädchens. Aber auch wenn der junge Mann das Mädchen bereits kennt, bedient er sich der Hilfe eines Freiverbers (swat) und einer Heirathsvermittlerin (swacha). An einem schönen Sonntag-Nachmittag erscheinen der Swat und die Swacha bei den Eltern des jungen Mädchens, und zwar stellen sie sich im Zimmer anlangt, direct unter dem mittleren Balken der hölzernen Decke, der den Namen „matka“ führt, auf. Stehen Swat und Swacha unter ihm, so wissen die Eltern gleich, um was es sich handelt. Der Swat und die Swacha werden sofort mit Thee und Brantwein bewirthet. Als bald erhebt der Freiverber sein Glas, trinkt auf das Wohl der Hausfrau und des Hausherrn und spricht: „Ich komme in einer guten Angelegenheit,“ wobei er die letzten Worte drei Mal wiederholt. Nun giebt ein Wort das andere, die ganze Angelegenheit wird höchst geschäftsmäßig erörtert und der

Ehevertrag aufgesetzt. Meist sagen die Eltern zunächst, daß sie die Tochter nicht hergeben wollen. Ist den Eltern der Bräutigam nicht genehm, so erwidert man dem Freiverber, die Tochter sei noch viel zu jung, er möge in zwei oder drei Jahren wieder einmal vorsprechen u. s. w. Sind die Eltern aber mit dem Bewerber zufrieden, dann wird die Verlobung sofort in — Abwesenheit des Bräutigams gefeiert.

Engeladen werden hierzu alle Verwandten, Freunde und Bekannte des Dorfes. Nachdem die Gäste im Hause der Braut bewirthet worden sind und die Brantwein-Vorräthe ausgetrunken haben, begiebt sich die ganze Gesellschaft zu den nächsten Verwandten, die nun ihrerseits einen Schmaus für alle Personen austrinken. Auch von dort geht es wieder weiter, und zwar ebenfalls in das Haus eines der Gäste, die an der Verlobungsfeier theilgenommen haben. Diese Schmausereien und Zechereien währen bis in die Morgenstunden hinein. Dann eilt man zur Ruhe, und Swat und Swacha lagiren im Hause der Braut.

Am andern Morgen fragen die Freiverber an, wann sie mit dem Bräutigam „zur gefälligen Ansicht“ (na pasmatrzenje) sich einstellen dürfen. Sobald dann der Bräutigam erscheint, schenkt er seiner Verlobten ein Kopfstücken mit seinen Daunen. Diese giebt ihm einen Shawl oder Kleid von sich, sozusagen als „Pfand“, daß sie als Frau in sein Haus kommen wird. Mit dem Bräutigam finden sich seine Eltern ein, die der Braut ebenfalls Geschenke geben und obendrein ihren Eltern einen Simer Brantwein mitbringen.

Daß sich die Verlobten bei ihrem ersten Zusammentreffen gegenseitig nicht gefallen, kommt sehr selten vor, denn auf Neußerlichkeiten giebt man bei den sibirischen Bauern nichts. Basen nur die materiellen Verhältnisse zusammen — die Liebe findet sich, sagt der Sibirier. Schönheiten sind die sibirischen Bauernmädchen nicht; es sind aber kräftige und gesunde Erscheinungen.

An diesem Besichtigungs-Sonntag werden zunächst vom jungen Paare die Ringe gewechselt, dann wird wieder tüchtig gegessen und ordentlich Brantwein getrunken, flott getanzt u. s. w. Zugleich besprechen auch die Eltern miteinander, was sie ihren Kindern mitgeben. Mitgift in klingender Münze kennt man nur in ganz reichen Bauernfamilien. Die Braut erhält je nach ihren Vermögensverhältnissen Kühe, Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen u. s. w. Außer ihrer Wäsche und Kleidung bringt sie aber nichts mit, denn der junge Ehemann muß seine Frau in eine vollständig eingerichtete Wirthschaft führen.

Am Hochzeitsstage kommt der Bräutigam mit seinen Eltern, Verwandten und Freunden, wenn es irgend geht, auf mindestens zwölf Wagen vor das Haus der Braut gefahren. Zugleich mit dem Bräutigam trifft der Druschka, der Brautführer und Arrangeur der ganzen Hochzeit, ein. In dem Augenblicke, wo die Wagen vor das Haus der Braut fahren, schließt der Vater der Braut die Hofthür zu. Der Druschka ruft nun laut: „Wir kommen, um die junge Frau zu holen.“ Darauf wird dem Druschka, Brot, Salz und Bier gereicht. Sobald er es trinkt, murmelt er dabei zugleich ein paar Beschwörungsformeln. Nun erst wird das Thor geöffnet und der Druschka tritt in hochzeitlichen Gewande in den Hof hinein. Sein Abgehen ist eine über der Schulter an einem Riemen getragene Reispelze. Hinter dem Druschka erscheint der Hilfs-Druschka. Dieser trägt ein Heiligenbild in ein Handtuch gehüllt und eine Wachskerze. Dann folgt der Bräutigam und hinter ihm im Halbkreise alle andern der Reihe nach je nach Alter und Würde. Brautmutter und Mägde erscheinen und traktiren die Ankömmlinge auf dem Hofe mit Bier, Brot und Salz. Nunmehr wird auch der Brautvater auf dem Hofe sichtbar und bittet die lieben Gäste ins Haus. Hier ist schon die Tafel gedeckt. Der Druschka führt die Gäste ins Wohnzimmer und zwar weist er dem Bräutigam den Ehrenplatz nahe dem Ikon, dem in jeder sibirischen Bauernstube in einer Ecke befindlichen Heiligenbilde an. Hat der Bräutigam Platz genommen, so führt der Druschka die anderen Gäste je nach Alter, Würde und Verwandtschaftsgrad an ihre Plätze. Aber alle Gäste sind, außer der Swacha und der Krautjungfer, Männer. Auch die Brautmutter und Braut sind nicht sichtbar.

Der Druschka sitzt an dem anderen Ende der Tafel und hat vor sich eine Flasche „veranberten Brantweins“ stehen, die mit Blumen und Bändern geschmückt ist. Er giebt sofort ein, giebt zunächst dem Bräutigam mit dem Wunsch zu trinken, daß dem jungen Manne an seinem Glückstage die bösen Geister keinen Streich spielen. Dann fordert der Sprecher zur Mahlzeit auf, wobei zunächst Thee verabreicht wird. Erst dann beginnt das eigentliche Mittagessen, wobei der Bräutigam aber hungrig zusieht, denn weder Braut noch Bräutigam dürfen vor der Trauung essen. Ist die Mahlzeit vorüber, so wird die Braut hereingeführt und nimmt an der Seite des Bräutigams Platz. Nach einigen Minuten bittet der Druschka die Eltern und die Patzen des jungen Paares, dasselbe zu segnen. Man breitet einen Teppich hin, das Brautpaar stellt sich darauf, umfaßt drei mal die Knie der Eltern und erhält den erbetenen Segen sammt einem Heiligenbilde. Dieses Bild übergiebt der Vater einem seiner Verwandten, der nun als zweiter Hilfsbrautführer sich zu dem ersten Bildträger gesellt. Eines der Heiligenbilder ist nämlich von den Eltern des Bräutigams, das andere von denen der Braut gestiftet. Das ist der Segen für das neue Heim. Diese beiden Bildträger gehen nunmehr mit den Bildern voran, ihnen folgt das Brautpaar, und so begiebt man sich auf den Hof. Dort

¹⁾ Aus der „Rölnischen Volkszeitung“.

wird allen Pferden, die vor die Wagen oder Schlitten gespannt sind, etwas vom Druschka ins Ohr geflüstert, und zwar damit die Thiere die Hochzeit nicht fürchten, Wagen umwerfen u. s. w. Es ist nämlich nichts Seltenes, daß Gäste, die mit der Bewirthung nicht zufrieden waren, den Pferden Flöhe in die Ohren setzen. Infolge dessen wollen die Thiere nicht vorwärts gehen, springen wie verrückt herum, brechen die Deichseln entzwei u. s. w. Geht aber alles gut von statten, so nimmt man in den Wagen Platz. Der Bräutigam sitzt mit einem der bildertragenden Brautführer in einem Wagen, die Braut mit dem andern und der Swacha in dem zweiten Wagen.

Bei der Trauung trägt die Braut weder Kranz noch Schleier, nur ist das Haar aufgelöst. Der Geistliche legt dem Paar Kronen aus künstlichen Blumen aus Haar und läßt die Ringe wechseln. Hierauf erfährt das Brautpaar die Stola des Geistlichen, und dieser führt es dreimal um ein Tischchen, auf dem ein Evangelienbuch und ein Kreuzifix steht. Braut und Bräutigam küssen das Evangelienbuch und das Kreuzifix, und damit ist die Trauung beendet.

Jetzt fährt das junge Ehepaar in einem Wagen oder Schlitten in das neue Heim, die Braut lehrt also nicht mehr in das Elternhaus zurück. Mit dem jungen Paare fahren der Druschka und die Swacha, dann kommen die stellvertretenden Brautführer mit den Heiligbildern und schließlich die übrigen Hochzeitsgäste. Auf dem Hofe angelangt ordnen sich alle in einen Halbkreis, und es erscheinen alsbald Mägde mit Bier und Brot. Eine der Mägde trägt eine Schale, in der sich nur sehr wenig Bier befindet, und in diese Schale werfen alle Gäste Geldstücke hinein. Man setzt sich nun zu Tisch, und auch das junge Paar ist tüchtig mit. Zum Schluß beschenkt man sich, und zwar erhalten alle Gäste Geschenke. Der junge Schwemmer schenkt dem Druschka ein buntes Hemd und drei Quart Schnaps, den übrigen Gästen je ein Taschentuch. Die Gäste schenken dem jungen Paare Kälber, Schafe, Schweine u. s. w. in die Wirthschaft. Die Schmausereien und Trinkgelage dauern regelmäßig noch mehrere Tage fort, und zwar abwechselnd in den Häusern aller derer, die zu der Hochzeit geladen waren. Das junge Ehepaar nimmt aber an diesen Gelagen nicht mehr theil. —

Kleines Feuilleton.

— Vom Zahn der Zeit. Ueber die Zerstörung von Nähnadeln, Schreibfedern u. dergl. hat, wie „Prometheus“ der „Eisenzeitung“ entnimmt, ein Engländer eingehende Versuche angestellt. Er legte zu diesem Zweck einige hundert Messing- und Stahlnähnadeln, Nähnadeln, Hutnadeln und Schreibfedern in einem Winkel seines Gartens nieder, wo sie allen zerstörenden Einflüssen der Bitterung ausgesetzt waren, ohne das unberufene Hände sie berühren konnten. Das Resultat war ein sehr merkwürdiges. Die gewöhnlichen Haarnadeln waren, im Durchschnitt von 154 Tagen, die ersten, die zu bräunlichem Rost oxydirt waren. Sobald sich dieser gebildet hatte, wurde er vom Winde fortgeblasen, und nach einem Zeitraum von sieben Monaten konnte man nicht mehr die geringste Spur von den Nadeln entdecken. Bei den gewöhnlichen weißen Stahlnadeln dauerte es 18 Monate, die messingenen waren indessen schon lange vorher von Grünspan zerfressen. An den Federhaltern waren nach 15 Monaten die Stahlfedern vollständig weggerostet, während die hölzernen Griffen sich fast gar nicht verändert hatten. Möglich, daß die Farbe darauf zu ihrer Erhaltung beitrug. Die polirten, kleinen Stahlnadeln hielten sich am längsten, über zweieinhalb Jahre. Am widerstandsfähigsten jedoch erwies sich ein schwarzer Bleistift. Er schien völlig unzerstörbar zu sein, denn sowohl das Holz als auch der Graphit blieben vollkommen erhalten, während weit härtere Dinge der Zerstörungskraft der Elemente anheim gefallen waren. —

— Die Fremden-Kolonie auf den Bonin-Inseln. Eine Gesellschaft von japanischen Ingenieuren besuchte kürzlich die Bonin-Inseln, die in der Nähe von Formosa liegen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie auf diesen kleinen Eilanden eine Kolonie von Fremden vor, Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, Scandinavier und Amerikaner, die dort auf fruchtbarem Boden unter einem schönen Himmel frei von Steuern gewissermaßen in friedlicher Anarchie lebten. Nur einzelne, deren Haltung eine bessere Erziehung verrieth, genossen ein höheres Ansehen unter ihnen, sonst gab es keine Obrigkeit. Leider ist dies Paradies schon jetzt verloren, denn die japanischen Ingenieure haben beschlossen, die Inseln monatlich einmal von einer Dampfschiffahrts-Gesellschaft anlaufen zu lassen, und so werden die Flüchtlinge doch wider ihren Willen mit der „Zivilisation“ beglückt werden. —

Literarisches.

— Zola's neuester Roman. Der „N. Fr. Pr.“ wird aus Paris geschrieben: Soeben ist der neue Roman von Zola, „Paris“, im Buchhandel erschienen. Trotz der Agitation, mit welcher man Zola zu treffen sucht, hat der Verleger Fasquelle es gewagt, 100 000 Exemplare auf den Markt zu werfen, und er kann heute, nach drei Tagen, erklären, daß ihm die feinsten Bestellungen, welche auf Zola's Wert eintreffen, nicht ein einziges Exemplar dieser Miesenaufgabe zur Verfügung gelassen haben. Das Hauptabgabebiet ist trotz aller Hehe Paris; aber auch die Departements sowie das Ausland haben lebhaftes Interesse für das neue Werk des hier so sehr verlästerten Autors gezeigt. —

Theater.

Die Freie Volkshöhne hatte mit der Aufführung von Sardou's Komödie „Cyprienne“ am jüngsten Sonntag viel Glück. Das Publikum gab sich dem Witzspiel freier und ungewönllicher hin, als wäre man ihm mit ernsthaft literarischen Versuchen, mit schweren Problemen oder neuer Kunsttechnik gekommen. Das Gefällige geht eben überall leichter ein als das, was hohe Anspannung von Geist und Nerv verlangt.

Im übrigen braucht man sich nicht zu schämen, über Sardou-Rajac's „Cyprienne“ gelacht zu haben. Der Schreiber dieser Zeilen steht dem Geist Sardou's und jener Pariser Schule, der alle Lebenswirklichkeit zu einer mehr oder weniger geschickten Theaterpielerei wind, in schroffer bewußter Feindseligkeit gegenüber. Ihm ist der winzigste Lebensanschnitt, von einem poetischen Temperament durchwärm, ungleich werthvoller, als das virtuoseste Spielerraffinement eines Sardou. Aber als eines der wichtigsten und geschicktesten kunstgewerblichen Muster ist ihm gerade die „Cyprienne“ immer erschienen; und mancher espritreiche Einfall stößt heinade an jene Höhe, wo über dem Witzspiel die Charakterkomödie beginnt. „Cyprienne“ ist eines der bekanntesten Stücke aus dem ständigen Bühnenrepertoire. Besonders ist Cyprienne eine Lieblingsrolle fast aller namhaften Schauspielerinnen auf Gastspielreisen. Die Duse führt die Cyprienne mit sich, wie die Réjane und unsere große Schauspielerin, die kleine Niemann-Raabe. Die machte aus der geistreich erfommenen Figur Sardou's ein leidhaftiges, wirkliches Menschengebilde, über das man halb unter Thränen lachen konnte. Solcher Erinnerung muß man sich entschlagen, will man der niedlichen Spielerei von Fräulein Elfinger gerecht werden, einer Schauspielerin von durchschnittlichem Mittelwuchs. Den Adhemar, den schönen Mann, über den jenes Parfum der Albernheit gebreitet ist, das nach Sardou den Frauen so wohlgefällt, gab ein Schauspieler, der in vergrößernder Manier arbeitet. Es ist das in der Rolle des Adhemar beinahe überall so üblich geworden. Das macht die Nuancenjäherei auf dem Theater. Einer macht dem anderen eine neue Nuance nach; und schließlich wird aus einem Geden mit dem Stich ins Alberne ein vollendeter Hanswurst, den schließlich auch das geistig genügsamste Weib kaum zum Spiel ernst genug nähme.

Der „Cyprienne“ voraus ging die gereimte Plauderei „Abu Seid“ von Oskar Blumenthal. Das flache Versgelingen, das feinerlei Nachdenklichkeit verlangt, wurde mit ebenso herrlichem Beifall aufgenommen, wie vom zahmsten Publikum der Welt, vom Publikum unseres — Hoftheaters. Es ist aus der Laune herausgeschrieben, mit dem ein geplagter Willenbesitzer einen vagabondirenden Dichter der Landstraße, wie Abu Seid war, benedict. Ach, es ist so rührsam, wenn man die liebe Bedürfnislosigkeit preist, und es ist so seltsam, wenn ein Publikum der Freien Volkshöhne der entsagenden Weisheit in Abu Seid's Schlussversen „Nichts verlangen und nichts vermiffen, das ist das Ende der Lebenskunst“ in warmer Zustimmung folgt.

Würdig und wirksam sprach Herr Pfeil die Verse Abu Seid's, durch die der reiche Teppichhändler Ibrahim zur Menschlichkeit und zum Mitleiden kurirt wird. Gut Zureden hilft. Ja, ja, diese Dichter. Sie machen aus dem Kapitalgerigsten Menschen im Handumdrehen einen butterweichen Gefellen, der sein Gold von sich wirft wie eine alte Last.

Da ist auf einem satirischen Epithubenbild von Böcklin anders. Da predigt ein extatischer Heiliger dem Meergethier. Das glotzt den Prediger der Liebe mit verwunderten Augen an und — fällt dann übereinander her in altgewohnter Raubgier, in mörderlichen Kampf. —

Kunst.

— Im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums wird heute eine Ausstellung von Künstler-Lithographien eröffnet. Sie enthält 600 Blätter und giebt eine Uebersicht über die Leistungen deutscher, französischer, holländischer und anderer Künstler auf diesem Gebiete. —

Geographisches.

— Die größten Meeresstiefen. Bisher nahm man an, daß die größte Meeresstiefe 8515 Meter betrage. Diese Tiefe ist im Jahre 1874 westlich von der Insel Sachalin von dem amerikanischen Schiff „Tuscarora“ 200 Kilometer südlich von der zu Japan gehörenden Kurileninsel Urup unter 44° 55' nördlicher Breite und 152° 26' östlicher Länge gemessen worden. Das englische Kriegsschiff „Penguin“ hat nun östlich von Australien zwischen den Gesellschafts- und Kermadec-Inseln drei große Tiefen von über 9000 Meter gelotet. Sie zeigen 9184 Meter Tiefe 23° 39' südliche Breite, 175° 4' westliche Länge, 9413 Meter Tiefe 28° 44' südliche Breite, 176° 4' westliche Länge und 9427 Meter Tiefe 30° 28' südliche Breite, 166° 39' westliche Länge. Beachtenswerth ist, daß diese Orte durch Strecken von weit geringerer Tiefe getrennt sind. Sie bestätigen die Regel, daß die tiefsten Punkte des Meeres nicht auf dem offenen Ozean, sondern in der Nähe des Landes angetroffen werden. —

Physiologisches.

t. Ein Fall von doppeltem Gehör ist von Breitung in Koburg beobachtet und in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ beschrieben worden. Diese Art der Gehörstörung besteht darin, daß auf einem, dem erkrankten Ohre derselbe Ton etwas höher

oder tiefer gehört wird als auf dem gesunden. Solches Doppelgehör ist ziemlich selten, und wird bei Erkrankungen der Eustachischen Röhre und der Paukenhöhle als auch bei allgemeinen Nervenerkrankungen infolge starker Aufregungen, Blutandrang und Kopfschmerz gefunden. In der Regel dauert der höchst unangenehme Zustand nur ganz kurze Zeit und verschwindet nach Beseitigung der örtlichen Ursache. Bei dem von Breitung beobachteten Falle handelte es sich um einen Verschluss der Eustachischen Röhre. Die betreffende Person war ein gesunder Bierziger, der nach einem etwa sechsständigen Gewaltmarsche bei feuchtem, regnerischem Wetter am folgenden Morgen, während er gerade ein Bier pfiff, plötzlich bemerkte, daß er jeden Ton doppelt hörte. Während er auf dem linken Ohre die richtige Tonhöhe wahrnahm, hörte er den Ton auf dem rechten Ohre um einen halben Ton höher, die beiden verschiedenen Töne ersand er deutlich neben einander. Die Prüfung durch den Arzt ergab zunächst, daß eine Stimmgabel beiderseits sowohl durch den Gehörgang als durch die Schädeldecke richtig gehört wurde, ebenso ein von einer anderen Person gepfiffener Ton. Nur das vom Patienten selbst bewirkte Pfeifen wurde doppelt gehört. Die rechte Eustachische Röhre erwies sich für Luft als schwer durchlässig, und das rechte Trommelfell als leicht eingedrückt. Nach Anwendung der elektromotorischen Massage des Trommelfells verlor sich das Doppelgehör schon nach zwei Tagen. Das merkwürdige des Falles besteht darin, daß der Patient nur die von ihm selbst gepfiffenen Töne doppelt hörte; daß die Verstopfung der Eustachischen Röhre die Veranlassung dazu war, mußte zweifellos erscheinen. Breitung erklärt das Doppelgehör durch eine Reflexion der Tonwellen an der verstopften Stelle der Eustachischen Röhre. —

Aus dem Thierleben.

— Samariterthum unter den Thieren. Ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Our Animal Friends“ erzählt: Eine Kaze hatte fünf Junge. Da man eine so zahlreiche Nachkommenschaft im Hause nicht dulden konnte, mußte die Köchin vier der Kleinen ertränken. Der Kaze ging der Verlust sehr nahe, und als sie sah, daß die Mehrzahl ihrer Jungen verschwunden war, fing sie an, nach dem Sage zu handeln: „alles oder nichts“. Sie vernachlässigte das einzige, das man ihr gelassen hatte, völlig, es schrie den Tag über ganz jämmerlich; aber die Alte kümmerte sich nicht darum. Am nächsten Tag kam ein großer Hund, der Mit-Hausbewohner war, in die Küche. Er schien die Lage sofort zu begreifen, denn sobald er die kleine Kaze in einer Ecke in dem Verschlag gefunden hatte, nahm er sie ins Maul und legte sie der Köchin zu Füßen, wedelte mit dem Schwanz und machte alle Gesten, wie Hunde es thun, wenn sie um etwas bitten. Es schien ihm jedes Mal eine große Genugthuung, sobald sich jemand mit dem Käzchen beschäftigte. Uebrigens bekundete derselbe Hund in einem Falle eine noch sonderbarere Nächstenliebe, nämlich zu einem Kalb. Man hatte ein Kalb von seiner Mutter getrennt. Es brüllte den ganzen Abend hindurch, so daß die Bewohner kaum schlafen konnten. Nach einiger Zeit wurde es jedoch still. Am nächsten Morgen fand man Hund und Kalb im selben Stalle schlafend, beide dicht an einander gekauert. Die Gegenwart des Hundes schien also das Kalb über die Abwesenheit der Mutter getröstet zu haben. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Frühere Verbreitung der Eibe. Prof. E. Schröter in Zürich schreibt in der „N. Zürch. Ztg.“: Zu den Bäumen, die in der Gegenwart in starkem Rückgang begriffen sind, gehört bekanntlich die Eibe (*Taxus baccata*). Dieser Baum hat früher eine viel größere Verbreitung besessen, wie u. a. aus Ortsnamen hervorgeht, die von seinem Namen abgeleitet sind. Die starken Nachstellungen, die dieser Baum seines trefflichen Holzes wegen zu erdulden hatte (er liefert vor allem ausgezeichnete Bogen), haben wohl größtentheils seinen Rückgang verschuldet. Jäncke hat neuerdings an der Hand von Urkunden nachgewiesen, welsch ein schwungvoller Handel von Eibenbogen aus Mittel- und Süddeutschland, aus Oesterreich und der Schweiz im 16. und 17. Jahrhundert namentlich nach den Niederlanden und England getrieben wurde. Prof. Dr. Conwentz in Danzig hat vor 6 Jahren über die frühere Verbreitung der Eibe besonders in Norddeutschland umfassende Untersuchungen veröffentlicht. Er hat dieselben nun auch auf Skandinavien ausgedehnt und sich dabei unter anderem die prähistorischen Holzgefäße genau angesehen und mikroskopisch untersucht. Das Eibenholz ist am kleinsten Splittterchen mit Sicherheit zu erkennen an den eigenthümlich spiralförmigen Verdickungen der Holzjellen, die allen anderen einheimischen Nadelhölzern fehlen. Prof. Conwentz hat in den archäologischen Museen von Stockholm, Lund, Christiania und Kopenhagen in ganzen 61 vorgeschichtliche Holzgeräthe untersucht; davon bestanden nicht weniger als fünfzig aus Eibenholz! Und zwar sind es nach dem Zeugniß der nordischen Archäologen sicher lauter einheimische, an Ort und Stelle gefertigte Geräthe. Das deutet darauf hin, daß die Eibe auch dort früher viel häufiger war als jetzt. Auch bei uns wurde die Eibe in prähistorischer Zeit vielfach benutzt. Die Pfeile der Pfahlbauten bestehen zum theil aus diesem Material, nach Heer auch Bogen und Messer. Es würde sich vielleicht lohnen, einmal die Holzgeräthe der prähistorischen Sammlungen der Schweiz systematisch auf ihr Material zu untersuchen und überhaupt alle die Daten zu

sammeln, die sich auf die frühere Verbreitung der Eibe in unserem Lande beziehen. —

Technisches.

— Eine Brücke über den Kleinen Belt. Der „Frlf. Ztg.“ wird aus Kopenhagen geschrieben: Der lange besprochene Plan, Fünen mit Jütland durch eine Eisenbahnbrücke über den Kleinen Belt zu verbinden, scheint sich jetzt seiner Verwirklichung zu nähern, und eine darauf bezügliche Vorlage soll dem Reichstage unterbreitet werden. Für den Verkehr zwischen Dänemark und Deutschland wird eine solche Brücke, besonders in strengen Wintern, wenn die Dampfschiffsverbindung eingestellt werden muß, von sehr großer Bedeutung sein, und man wird dann das ganze Jahr hindurch auf eine regelmäßige Verbindung zwischen der skandinavischen Halbinsel und dem Kontinent für den Personen- und Güterverkehr rechnen können. Freilich werden die Ingenieure wegen der starken Strömung im Kleinen Bette, die die Anbringung von Gerüsten unmöglich macht, große Schwierigkeiten zu überwinden haben. Die neue Brücke soll 180 Fuß über dem Meere liegen, so daß die höchsten Schiffe darunter hinwegsegeln können, und wird 4500 Fuß lang sein. Sie soll von 4 bis 6 Pfeilern mit einem Abstände von 800 bis 1000 Fuß zwischen den einzelnen Pfeilern getragen werden. Die Fundamente müssen 20 bis 30 Fuß tief in den Meeresgrund angebracht werden. Die Arbeiten werden wenigstens vier Jahre dauern, und die Kosten sind auf zwölf Millionen Kronen veranschlagt. —

Humoristisches.

— Aus dem Eheleben. Frau (zu ihrem Mann, mit dem sie während einer 23jährigen Ehe in stetem Unfrieden gelebt hat): „Uebrigens ist am nächsten Sonnabend unser Hochzeitstag; wir sollten doch unsere silberne Hochzeit ein wenig feiern!“
Mann: „hm! . . . Meiner Meinung nach sollten wir lieber noch fünf Jahre warten.“
Frau: „Warum das?“
Mann: „Dann könnten wir den 30jährigen Krieg feiern.“
(Barcelona comica.)

— In Restaurant. Gast: „Also nichts ist da wie Eier und Eierluchen; wozu rathen Sie mir?“
Kellner: „hm, Eier würde ich nicht nehmen, die sind gewöhnlich schlecht; nehmen Sie Eierluchen, da sind keine Eier drin!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Fast eine Million Tonnen Eis sind bis jetzt von deutschen Unternehmern in Norwegen bestellt worden, da bei uns infolge des milden Winters überall Eismangel ist. —
— Im „Leipziger Tageblatt“ ist folgendes Inserat zu lesen: „Suche für meinen Vater mit ruhigem Geschäfte, streng solider Mann, eine ältere, alleinstehende Wittwe oder Fräulein mit etwas Baarvermögen. Offerten mit Angabe der Verhältnisse unter . . .“
— In Triest schoß ein Kaiser auf seine Ehefrau und auf einen Schuhmacher und suchte sich dann selbst zu tödten. Alle drei sind tödlich verlegt. —
— Das Ausstattungshaus Banender in Neuß ist am Sonntag Abend völlig ausgebrannt. Der Schaden wird auf eine Million geschätzt. —
— Als leuchtender Frühlingsbote entzückt seit dieser Woche der herrliche Blüthenstern eines Mandelbaumes auf den Abhängen des Kirchberges bei Bensheim, obwohl man auf den Höhen der Berge noch Schnee erblickt. —
— Ein Buchhändler in Ludwigshafen a. Rh. erhielt eine Postkarte mit folgendem Inhalt: „Wenn morgen Nachmittag 6 Uhr (am Freitag) Ihre Bücher, Schauromane von Zola, dem Erzumpfen, noch nicht aus dem Schaufenster sind, werden solche eingeschlagen, davon wollen Sie Notiz nehmen.“ —
— Dem Jagdjug Lyon-Wien ist am Montag ein Unfall zugestoßen. Etwa zehn Personen sind verlegt. —
— In Petersburg wurde die Deutsche Oper mit Wagner's „Lohengrin“ eröffnet. Die Aufführung hatte einen großen Erfolg. —
— In Mailand erschoss sich ein Grundbesitzer am Schlusse des Carnevals vor den Augen seiner Freunde. Er hatte ihnen seine Absicht mitgetheilt und war von ihnen, da sie es für einen Scherz hielten, mit Musik nach Hause begleitet worden. Dort wurde ein Trauermarsch gespielt, und als sich alle über den gelungenen Witz freuten, sog der Lebensmüde plötzlich einen Revolver hervor und gab rasch hintereinander mehrere Schüsse auf sich ab. —
— Ein Orkan zerstörte am Sonnabend in Batavana (Havana) die Kaserne und das Hospital. Dabei wurden 9 Soldaten getödtet und 39 verwundet. —
— Ein zwei Tage andauernder Wirbelsturm hat die Insel Mayotte, die größte der bei Madagaskar gelegenen Komoreninseln, schwer heimgesucht. Zahlreiche Dörfer sind zerstört, die Ernten vernichtet; viele Menschen sind dabei umgekommen. —